

INGA HUMPE

**WIR TRAFEN UNS IN
EINEM GARTEN**

KIEPENHEUER & WITSCH



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC-N001512

1. Auflage 2019

© 2019, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgend-einer Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Studio YUKIKO

Umschlagmotiv: © Julija Goyd

Gesetzt aus der Meta Serif und der Titling Gothic Wide

Innengestaltung: Jasmin Einert

Satz: Wilhelm Vornehm, München

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-05317-3

INHALT

DAS GEWÄCHS	8
ERZÄHLUNG	
TECHNO TOMMI TERRORISMUS	16
HELENE HEGEMANN	
SONGTEXTE	58
KOMMT ZUSAMMEN	59
IN WIRKLICH	82
ES WIRD MORGEN	106
MELANCHOLISCH SCHÖN	131
36 GRAD	140
LASSO	170
ACHTUNG FERTIG	201
NACHT & TAG	229
20 JAHRE 2RAUMWOHNUNG	251
MÄDCHEN MIT PLAN	258
BENJAMIN VON STUCKRAD-BARRE	
SONGS	266
SONGS NACH ANFANGSZEILE	267
SONGS NACH TITEL	273
DANKSAGUNG	279
QUELLENNACHWEIS	281



DAS GEWÄCHS
ERZÄHLUNG

ALS ICH UM die Ecke in unsere Straße einbog, sah ich schon von Weitem, dass wieder etwas passiert war. Unser Haus hatte einen kleinen, leeren Vorbau aus Holz und Glas, der Veranda genannt wurde, obwohl eine Veranda bautechnisch gesehen etwas völlig anderes ist. In diesem Raum befanden sich zwei paradoixerweise nebeneinanderliegende Eingangstüren, die in einen ewig kalten Flur führten, sowie eine Bank, auf der nie jemand saß.

Jetzt war die Holztür zur Veranda herausgerissen, die Scheiben aus den Fenstern lagen in Scherben daneben.

Ich ging erst mal geradeaus weiter in die Habichtstraße, eine Sackgasse, und beobachtete vom Ende der Straße aus, durch den Garten der Nachbarn, wie sich ein kleines Feuer entlang der parkenden Autos vorm Haus meiner Eltern ausbreitete.

Mein Kopf war so leer wie die Veranda ohne Bank. Ich fühlte, wie sich die Angst als eine kleine, unförmige Kugel Blei in mich hineindrückte. Ich war ungefähr fünf und total gestresst. Drinnen im Haus war man beschäftigt. »Papa und ich haben einen Schrank von den Hannoveranern geholt ...« Die Hannoveraner waren unsere reichen Verwandten. Sie schickten uns Kindern zu Weihnachten große Pakete mit getragenen Kleidern. »... und der Schrank ist uns in die Veranda gekracht«, sagte meine Mutter im Vorbeigehen.

Meine Mutter machte alles im Vorbeigehen, sie saß nur still, wenn sie weinte.

»Und was ist mit dem Feuer?«, rief ich hinter ihr her.

»Das kommt von dem kleinen ausgelaufenen Kanister«, schrie sie aus der Küche, »der war noch im Schrank gewesen. Jemand hat eine

brennende Zigarette an den Straßenrand geworfen.« Ich hörte, wie meine Mutter die Kellertür öffnete, und sah durch das Wohnzimmerfenster, wie mein Vater mit einer alten Woldecke auf die Straße und auf das Auto von Herrn Krusche einschlug.

Das war kein Grund zur Sorge, denn gleich gegenüber von unserem Haus stand das Gebäude der freiwilligen Feuerwehr mit vier riesigen rot glänzenden Magirus-Deutz-Feuerwehrwagen, die jeden Samstag herausgeholt und auf dem Hof davor geputzt wurden. An der Wand hatte ich zum ersten Mal das Wort »ficken« gelesen. Ich konnte schon mit vier lesen, weil ich fast platzte vor Neid auf meine rechnende, schreibende und lesende ältere Schwester.

Ich hatte zu der Zeit keinen Moment der Entspannung. Es gab praktisch keine ruhige Minute mehr, seitdem ich aus dem Schlafzimmer meiner Eltern ausgewiesen worden war, direkt in den uneingeschränkten Machtbereich meiner ungnädigen, immer schlecht gelaunten Großmutter. Ich schlief im Zimmer meines Feindes. Nachts betete ich verzweifelt vor dem Bild eines braun-weißen Jesus mit Schaf, wann meine wirklichen Eltern mich wohl endlich aus dieser fremden Familie herausholen würden.

Meine Großmutter zog abends im Schein einer kleinen Nachttischlampe ihr Nachthemd an und kratzte sich dabei in aller Seelenruhe den Rücken blutig, während meine Schwester und ich uns schlafend stellten und jedes Mal angeekelt und fasziniert zusahen.

Meine Schwester war der Liebling meiner Großmutter. Ihre alten verschwommenen Augen strahlten hinter der dicken verschmierten Brille, wenn meine Schwester nur furzte, und sie brummte dann auch

mal etwas Unverständliches in ihren durchaus vorhandenen Bart, was die ganze Familie erfreute. Normalerweise sprach meine Großmutter nicht. Sie kriegte kaum die Zähne für ein »Guten Morgen oder »Danke« auseinander, und sie durfte sich alles erlauben in der Familie: erstens, weil ihr alles gehörte und zweitens, weil sie ein Gewächs im Bauch hatte. Dieses Gewächs war mein Freund, mein Vertrauter. Ich lobte und besprach es, indem ich tonlos die Lippen bewegte wie bei einem Gebet. Ich malte Blöcke voll mit dunkelbunten Sträuchern, um mir selbst dabei ein bisschen schöne Angst zu machen. Schöne Angst war die, die man abstellen konnte. Wenn meine Großmutter aß, starrte ich auf ihren dicken Bauch und stellte mir vor, dass das Gewächs wieder weiterwachsen würde.

»Wo ist denn der Schrank?« Meine Schwester, der normalerweise nicht zu trauen war, hatte einen besorgten Gesichtsausdruck. Sie war dreizehn und rauchte heimlich. Jetzt saß sie in der Küche und las Hörzu. Sie blätterte genervt um und schaute kurz und kalt in meine Richtung: »Ein Brett davon sehe ich jedenfalls vor deinem Kopf, Stumpen.« Ich hasste es, wenn sie mich Stumpen nannte. Das war ein Teil ihrer Rachestrategie, die sie entwickelt hatte, weil ich als Zweitgeborene sie um die Alleinaufmerksamkeit unserer Eltern gebracht hatte.

»Und wer hat die Zigarette da ins Benzin geworfen?« Ich las in ihren leicht gequälten Augen, dass sie in die Sache verwickelt war. »Ich kann ja mal sehen, ob ich die Kippe draußen finde, und dann werden wir ja wissen, ob du es warst, falls es eine milde Sorte ist.« Ich war eine gnadenlose Petze. Das war die einzige Möglichkeit, meine Schwester wenigstens für kurze Momente in Schach zu halten. Sie hob den Kopf

und formte ihre blauen Augen, die wie meine ohne Wimpern zu sein schienen, weil sie weißblond waren, zu zwei zusammengezogenen länglichen Scharten und schoss eine Runde Hass auf mich ab.

»Dann schneid ich dir, wenn du schlafst, eine Glatze, Stumpen.« Das war ihr zuzutrauen. Sie hatte mir mal ein Kaugummi auf meinen Kopf geklebt, und danach musste ich meine von aller Welt bewunder-ten Locken abschneiden lassen und eine hässliche Kurzhaarfrisur tra-gen, die mich wie einen Jungen aussehen ließ. Ich nahm mir vor, bei der nächsten Gelegenheit ihren Tauschbildekasten unnachweisbar zuzu-kleben. Um mich selbst zu trösten, ließ ich meinen Wellensittich Coco ein bisschen fliegen, schaltete das Radio ein und stellte mir vor, ich wär Astronautin in einem hellblauen Paillettenkleid und müsste ein Foto mit unserem Nachbarn, dem Fotografen Herrn Koppe, machen. Im Radio lief »These Boots are made for Walking«, was mich in gute Stim-mung versetzte. Ich holte aus der Küchenschublade ein ausgeleiertes gehäkeltes Kränzchen, setzte es mir auf den Kopf und lockte Coco auf meine Schulter. In dem Moment ging die Tür auf, und herein kam äch-zend mit einem Eimer Briketts unsere Großmutter. Sie stellte den Eimer mit einem Krachen auf den Ofen, Coco machte sich bereits ganz dünn auf meiner Schulter. Sie ging direkt auf das Fenster zu, öffnete es, und schon war Coco draußen. Ich heulte gleich los und wünschte meine Großmutter direkt in die Hölle, die knallte das Fenster zu und stellte sich mit dem Rücken so nah vor mein Gesicht, dass mir ihr Parfüm, ein Gemisch aus Mottenkugeln und Franzbranntwein, entgegenschlug und ich noch lauter heulte. Meine Mutter kam vorbei, und ich deutete auf den leeren Käfig und brüllte: »Oma hat Coco wegfliegen lassen!«

»Aber doch nicht mit Absicht!«, rief meine Schwester. Unsere Großmutter sagte wie immer nichts und schaute nur beleidigt auf den Boden.

Meine Mutter zog mich an der Hand nach draußen und versprach mir einen Hasen mit einem Reißverschluss und einer kleinen Tasche im Rücken, die sie mit Süßigkeiten füllen wollte. Es war nämlich bald Ostern. Ich schaute meine Mutter an. Sie hatte braune, schöne Augen, braune, lockige Haare und sah aus wie ein Bild aus meinem Dichterquartett. Plötzlich wusste ich, dass sie doch meine Mutter war, und ich fing vor Freude und Rührung wieder an zu heulen. »Jetzt ist aber Schluss!«, sagte meine Mutter streng. »So schlimm ist das nun auch wieder nicht. Du kannst dir doch zum Geburtstag einen neuen Wellensittich wünschen.« Das war ungefähr der zehnte Wellensittich, der unserer Familie weggeflogen war, und mein Geburtstag war erst im nächsten Januar. Coco blieb der letzte.

Mein Vater räumte mit meinem Onkel Friedel und seinem Sohn Friedemann die Scherben weg, und ich ging rüber zu Herrn Koppe, in einer Winterjacke von den Hannoveranern und mit dem labberigen Kränzchen, und ließ umsonst ein Passbild machen, das Herr Koppe in seinem Schaufenster ausstellte. Dieses Passbild habe ich noch heute. Es ist sehr gut ausgeleuchtet, ich lächle gekünstelt, und man sieht noch ein winziges bisschen Schnodder unter meiner Nase, vom Heulen vorher.

Wenn wir zu Weihnachten das Paket von den Hannoveranern bekamen, war unsere Mutter immer sauer. »Nicht mal ein Kaugummi für die Kinder«, schimpfte sie. »Das ist kein Weihnachtsgeschenk.« Wir fanden das Geschenk prima, weil es so riesig war, und die Kinderkleider

sahen teuer und wie neu aus. Sie fasste die Sachen wie Putzlappen an und kümmerte sich nicht die Bohne darum. Ich ordnete alles in unsere Kinderkommode ein, und wir probierten die Kleider ausgiebig an und spielten dabei reiche Leute. Das sah so aus, dass meine Schwester die Gouvernante war, die mich streng unter Kontrolle hielt. Aber die Klamotten habe ich schon damals für uns beide ausgesucht. Diese Zeit erscheint mir heute wie ein Block harter, bitterer Schokolade. irgendwann starb die Großmutter, wir zogen um, und meine Schwester kam in ein Internat. Ich wurde plötzlich Einzelkind, was das Leben nicht besser machte.

Ich begann, fürchterlich traurig zu werden. Mir wurde klar, dass ich niemanden in meiner Familie freiwillig liebte. Das war wohl der Moment, in dem die Pubertät anfing, die ich mit Kotzen und Selbstmordgedanken verbrachte. Kotzen, weil die hormonelle Umstellung mich total umhaute, und mein Testament machte ich damals, weil ich in meinem Herzen einfach nicht die Sonne hatte, die man sich gegenseitig in Poesiealben wünschte. In mir tobte eine Mördergrube, und ich beschloss, Terroristin zu werden.





**TECHNO
TOMMI
TERRORISMUS
HELENE HEGEMANN**

IM SOMMER 2018 sitzt du barfuß auf eurer Terrasse, hast irgendwas Schwarzes an und sagst: »Ja, die drei Ts.«

Techno, Tommi, Terrorismus.

»Aber das ist die falsche Reihenfolge.« Dann denkst du zwei Minuten nach.

»Obwohl, doch. Die Reihenfolge stimmt. Aber Terrorismus war bei Techno schon vorbei. Lange.«

Und dazwischen waren die Achtziger.

Ich weiß nicht, was du im Sommer 1987 gemacht hast. Vergessen zu fragen. Wahrscheinlich warst du in London.

Im Sommer 1997 fährst du mit Tommi auf die unspektakulärste der Kanarischen Inseln, Lanzarote, ein Ort, an dem sich irgendeiner diffusen Legende nach zeigt, ob eine Zweierbeziehung Bestand haben kann oder nicht. Weil die Insel so karg ist, da gibt es kaum Bäume. Und wegen des Meeres und der Abgeschiedenheit und der unfassbaren, langweiligen Ruhe. Ab und zu lassen dort Staubwinde den Himmel in einem wirklichkeitsfremden Rotton erscheinen, man kann dann nur noch hundert Meter weit gucken. Was nicht so dramatisch ist, wie es klingt. Aber ganz gut. Ich bin im Kindergarten. Ihr seid vier Jahre zusammen. Tommi hat sich in deiner Charlottenburger Wohnung in dich verliebt, als du mal kiffend im Gegenlicht vor der Fensterfront gestanden hast. Mit verschränkten Armen und auf das rechte Bein verlagertem Gewicht, das linke war angewinkelt. Du hattest lange rote Haare, das sah nach Mangafigur aus, ich weiß das wegen des Fotos. Es gibt dieses Foto aus der Zeit, da sitzt du vor einem Bild von Wolfgang Tillmans und bist echt besorgniserregend dünn und hast so ein Schild um den Hals hängen, da steht drauf: *Sit here.*

Schwer zu identifizierender Alarm auf der Straße, irrer Krach, und als Tommi fragte, was das sein könnte, hast du mit den Schultern gezuckt und geantwortet:

»IRGENDWAS NERVIGES DRAUSSEN.« Das war 1993.

Es gibt Gründe dafür, dass ihr 1997 vier Monate lang auf Lanzarote abhängt. Die bleiben hier besser unerwähnt. Aber es gab welche. Zwei Zimmer jedenfalls, so Terrakottafliesen, supersimpel, klassisch eingerichtet. Kein Fernseher. Bungalow. So ein Ferienhaus. Und da waren andauernd Handwerker und so.

Spanisches Bett, in der Mitte ist ein Bad, rechts ist euer Studio, das ihr aus Berlin mitgenommen und provisorisch neben der Küchenzeile aufgebaut habt. Das Neumann-Mikro und ein Akai-Sampler, die offizielle Production Machine der Neunziger. Nord-Lead-Synthesizer, Mischpult, zwei mickrige JBL-Boxen, Control One, die später in allen Kneipen und Bars rumhängen werden. Und ein Mac mit kleinem Röhrenmonitor in Schwarz-Weiß, der immer abstürzt. Deshalb müsst ihr auf der Insel einen Netzstabilisator kaufen. Das Gerät macht so ratschende Geräusche. Ihr nennt es Ratte. Abends, wenn die Leute ihre Fernseher und Küchenöfen einschalten, wird die Ratte immer ganz hektisch. Das musste alles durch den Zoll, ihr habt tagelang auf das Equipment gewartet. Die Zollgebühren haben 200 Mark gekostet, weil ihr gesagt habt, das alles sei zusammen 2.000 Mark wert.

(War aber 20.000 wert.)

Tommi hat Jura zu Ende studiert und soll drei Monate später als Anwalt in einer Kanzlei anfangen. Er hat keinen Bock. Und du hast, wenn man von einer kurzen Unterbrechung absieht, zehn Jahre lang

die Klappe gehalten und keinen Bock mehr auf Singen gehabt, jedenfalls nicht darauf, als Figur, die singt, auf einer Bühne zu stehen, du hast zehn Jahre lang nicht gesungen. Einer der hundert Gründe, aus denen du Techno gut findest. Da wird keine Geschichte erzählt, es gibt keine Texte. Es gibt immer nur eine Message: »Can you feel it?« ist die Message, und das reicht.

In diesem Zustand, auf den ihr, das sagst du mir jetzt, jahrelang unbewusst hingearbeitet habt, entsteht auf Lanzarote zum ersten Mal und ohne den geringsten Druck von außen etwas, das man als den singulären Sound eurer Band bezeichnen wird. Eure Band hat 1997 keinen Namen, weil es sie noch nicht gibt. Für den Sound gibt es kein Beispiel. Ihr werdet zwei Jahre später fast zufällig euren ersten Song veröffentlichen und damit was in die Welt setzen, das ich dir gegenüber jetzt als die exzessive Verbindung zwischen Technokultur und Zukunft bezeichnen würde. Die Basis dafür ist dieses beknackte Lanzarote, wahrscheinlich, weil es euch da aus Versehen echt nicht mehr um wie auch immer gearteten Erfolg, sondern nur noch um die selbstbestimmte Kreation von etwas Neuem ging.

Ihr schreibt Songs, nehmt sie auf, hört sie euch danach mit Kopfhörern auf mediterranen Sperrholzmöbeln an. Das, was euch beide in der kargen Einfalt des Geländes aufregt, ist euer eigener Sound. Die Entwicklung eines musikalischen Gefüges, das dich wieder anfangen lässt zu singen. Du trägst ein kotelettfarbenes Bambi-T-Shirt und versuchst dir einen Sommer lang die Frage zu beantworten, wie man eine schöne Melodie überhaupt aushalten kann – indem man sie bricht, also Stimme, Beat, Störgeräusche. Auf deiner Unterhose steht

»I can fly«, man kann es lesen, weil deine Shorts durchsichtig sind. Du sitzt mit angezogenen Beinen auf einem Korbsessel und fängst hysterisch zu lachen an, weil du das, was du hörst, so gut findest. Und Tommi hat diese Akkorde von »Sexy Girl«, sind ja nur zwei Akkorde, die hat er jedenfalls, und dann singst du dadrauf die Zeilen, die du in eins deiner kleinen Hefte geschrieben hast, du hast zu dem Zeitpunkt massenweise kleine Hefte dabei und schreibst da IMMER ALLES rein, und du hörst das und denkst: Ist das geil, irgendwie so komisch lesbisch und so, und so gut, so undurchsichtig, du kannst es nicht fassen. Das Lied ist das Gegenteil von allem, was du von Verlegern und Produzenten und Pseudohitmaschinen im Laufe deiner Karriere gelernt hast. Du hast gelernt, dass man eindeutig sein soll und plakativ, dass das beste Rezept für Erfolg angeblich darin besteht, etwas zu kopieren, das schon mal Erfolg hatte. Und plötzlich merkst du, das ist alles Quatsch, es ist anders, bei dir jedenfalls ist es anders, und dass es nur anders geht. Und dass du dieses andere jetzt gefunden hast. Du bist vierzig.

Es gibt einen Moment, einen extrem seltenen Moment, an dem einem egal wird, was andere Leute sagen. Klingt nach christlicher Erweckungsliteratur oder einem Motivationsspruch zur Drogenprävention, ist aber das Gegenteil von beidem und so was Ähnliches wie Verliebtheit – vielleicht noch deeper. In diesem Moment weißt du: Das hier ist meine Entwicklung.

»Sagen wir mal eher: Das ist mein nächster Schritt.«

Egal worauf der hinausläuft, egal was damit jetzt passiert.

Immer noch Lanzarote, ihr seid jetzt mit eurem Auto in so einen komischen Barranco geraten.

Ich frage: »Was ist ein Barranco?«

»Ähm, so Geröllberge. Eher eine Art Schlucht zwischen Geröllbergen. Weg für Ziegen und Schafe. Eben absolut keine Straße. Und wir dachten: Wir machen einen Ausflug, wir fahren jetzt mal diese Geröllberge rauf und runter auf Lanzarote. Wüstenartiges Wasteland. Aber das war mit diesem Auto im Grunde nicht möglich. Ganz kleines Auto. Und dann blieb das stehen und stundenlang in der Sonne, und dann mussten wir so mit Brettern das Auto da irgendwie wieder zum Laufen kriegen, ich kann dir nicht richtig erklären, wie wir das gemacht haben.«

Das war die Basis für »Mit viel Glück«. Für den Text. »*Zwanzig Stunden lang gen Süden*«. Leichte Panik, dass ihr das nicht schafft, denn wenn ihr das nicht geschafft hättest, hätte das bedeutet, acht Stunden oder so zurücklaufen zu müssen, ohne Wasser in mittlerweile glühender Hitze.

Warum zur Hölle seid ihr diese Geröllberge hoch- und runtergefahren? Weil du zu Tommi gesagt hast: »Ey, lass mal da lang.«

(Tommi hat inzwischen aufgehört, derartigen Forderungen von dir nachzukommen. Wenn du sagst: »Ey, lass mal da lang« oder »Ey, lass doch mal nen anderen Weg nehmen«, dann sagt er: »NEIN, NEIN, NEIN.«)

Als ihr im Herbst nach Berlin zurückkommt, kriegt er einen Anruf. Die Kanzlei, in der er anfangen soll, wird nicht eröffnet.

Du weißt noch, wie ihr eurem Verleger danach »Sexy Girl« vorgespielt habt, aber der war mit was anderem beschäftigt und immer nur auf der

Suche nach Hits und eben extrem gelangweilt von dem, was er da hörte, das hältst du ihm, glaube ich, auch bis heute noch vor. Höflichkeitshalber sagte er, dass das vielleicht was für Tina Turner sei, er werde mal Tina Turner fragen, er habe »einen Draht zu der«, das war so die Resonanz. Und dann kam aber weder Tina Turner noch wer anders, der das hätte machen wollen. So gar nicht.

Jetzt sagst du zu mir, dass euer Verleger nett ist und so, echt netter Typ.

Aber zu ihm sagst du immer wieder: »Du hast das nicht erkannt damals.«

Hat aber offenbar auch sonst niemand erkannt, alle hörten sich das an und sagten: »Ja, schön, aber zu krass, könnt ihr nicht bringen.«

Dieser Song war wie Glatteis.

»Was daran hätte man denn nicht bringen können?«, frage ich.

»Zu abgedreht, zu schrill, zu irre. Die dachten alle, das sei ein Gag. Und niemand hat die Härte kapiert.«

Das hat dann alles noch ein paar Jahre gedauert. Was der oben beschriebenen Euphorie keinen Abbruch tat, die rechtfertigte sich nur durch sich selbst, außerdem kam noch ein anderes Gefühl hinzu, das du aus deiner Kindheit kanntest: vor dem Radio sitzen, Charts hören, irgendwas richtig gut finden – jetzt hattet ihr das, was du richtig gut findest, selbst hergestellt, der Zustand ist unbezahlbar. Du sagst, dass du als Kind wahnsinniger Dean-Martin-Fan warst. Und bei »Ich und Elaine«, ein paar Monate später – im Grunde hast du das wie Dean Martin gesungen. Und wie Curtis Mayfield. Es gibt da diese Stelle mit dem Chor, und dann kommt »We share the Blood in our Veins« – und diese

Zeile singst du eben wie Dean Martin und in einer anderen Version wie Curtis Mayfield.

Der Song heißt »Ich und Elaine«, weil deine Mutter Helene hieß. Als du den Song geschrieben hast, war sie zwei Jahre tot, du wolltest deine Partyzeit mit der Erinnerung an sie verschmelzen lassen, du wolltest sie auf deine Partys mitnehmen, merkt natürlich keine Sau, dass das auch nur im Geringsten was mit Dean Martin und deiner Kindheit oder deiner toten Mutter zu tun haben könnte. Aber gerade deshalb ist jeder Teil jedes deiner Lieder so aufgeladen mit Kindheit, im Gesang, in den Worten, da ist immer was drin, das man als Außenstehender kaum erkennen und schon gar nicht zuordnen kann, das für dich aber eine Beziehung zu jeder Silbe bedeutet und eine dadurch bedingte spezielle Form von Lebendigkeit.

Du glaubst, das nennt man »aufladen«. Dass die Sachen aufgeladen werden, im besten Fall widersprüchlich, von echten Menschen, von versteckten Gefühlen.

*

»Hattest du Poster in deinem Kinderzimmer hängen?«

»Ja, Che Guevara«

»Nur Che Guevara?«

»Und 'ne Trompete. Ich hatte so ausgeschnittene Trompeten. Da habe ich mir so 'ne komische Collage an der Wand gemacht. Che Guevara und ausgeschnittene Trompeten.«

»Eigenes Zimmer?«

»Ja, zum Glück. Mit dreizehn oder so.«

Und eben Meerschweinchen und deine erste Stereoanlage. Und das Meerschweinchen war in deinem Zimmer. Du hattest es dir irgendwie gemütlich gemacht, so als Dreizehnjährige, das eigene Zimmer war der Inbegriff von irgendwas und deshalb genial und dann die Stereoanlage und dieses fiepende Meerschweinchen und Che Guevara und die Trompeten.

»Warum denn Trompeten?«

»Keine Ahnung, ich weiß es nicht mehr. Keine Ahnung.«

Du sagst nie, dass früher alles besser war. Stattdessen sagst du, dass das Quatsch sei, nichts war besser früher, alles ist besser heute, mit einem Nachdruck, der jede Erwiderung abschmettert, bevor sie derjenige, der sie äußern will, überhaupt äußern kann. Im Gegensatz zu dir bin ich der Überzeugung, dass unsere Gegenwart 'ne ähnlich große Katastrophe ist wie die Vergangenheit; dabei denke ich nicht an rückwärtsgewandte politische Strömungen, aus denen irgendwann mal eine für uns schmerzhafte Umwälzung der Verhältnisse resultieren könnte, sondern an deine und meine Realität, unser sogenanntes tägliches Miteinander, daran, dass sich alle in einer diffusen Wolke kondensierender Bekenntniszwänge andauernd und ausschließlich mit ihrem eigenen Innenleben konfrontieren, es geht echt nicht mehr um Weltkriege, es geht um die Dekadenz einer Gesellschaft, in der jeder um sich selbst kreist: um die von Richard Sennett als solche bezeichnete »Tyrannei der Intimität«. Der öffentliche Raum wird nicht genutzt im Sinne einer Polis, der hat nichts mehr mit griechischer Antike zu tun,

nichts mit Begegnungen. Stattdessen gibt es durchsichtige Mauern. Jeder lebt in seiner eigenen, komplett verglasten Wohnung, aus der er nicht rausgeht. Alles zieht sich in den intimen Bereich zurück, und im nächsten Schritt wird dieser intime Bereich dann praktisch nach außen geklappt. Niemand schreibt mehr Krimis, alle schreiben nur noch über sich selber, ich hier ja gerade auch.

Wenn wir über deine Kindheit sprechen, müssen wir ins 20. Jahrhundert zurück – was insofern interessant ist, als sich diese »Tyrannei der Intimität« dann als eine Reaktion auf etwas zu rechtfertigen scheint. Als Reaktion auf eine Art wilhelminische Zwangshaltung, wo es nur noch Fassade gab und niemand berechtigt war, überhaupt irgendeinen Schmerz von sich zu geben, man hatte einfach zu funktionieren im bürgerlichen Korsett. Und selbst wenn deine Oma regelmäßig vergewaltigt wurde, dann wurde darüber nicht geredet. Und selbst wenn du ein Bein im Krieg verloren hast oder fünf Brüder oder dein Grundvertrauen, dann wurde darüber nicht geredet. Du warst nicht im Krieg, aber deine Eltern. Meine nicht. Und ich weiß auch nicht, was es heißt, in einer Zeit aufzuwachsen, in der noch niemand Punk erfunden hatte, geschweige denn Techno. Du weißt das. Das ist der Unterschied.

*

Also Fünfzigerjahre in Herdecke, nördlicher Ennepe-Ruhr-Kreis, das ist ein kleines Kaff in NRW, und Punk braucht noch zwanzig Jahre. Du wächst damit auf, dass es heißt, die Russen kommen, gleich ist Atomkrieg. (Du hast dich dafür zwar nie interessiert – aber trotzdem.)

Bis du vierzehn bist, denkst du, das ist nicht dein Zuhause, du kommst woanders her, die sagen dir das schon noch. Ihr wart ja so hellhäutig und blauäugig, und deine Mutter hatte dunkle Haare und braune Augen, und du dachtest, das ist nicht deine Mutter, auf keinen Fall, kann nicht sein. Du glaubst mittlerweile zwar, dass das doch deine Eltern waren. Dass du nicht adoptiert worden bist. Daran hast du offenbar echt keinen Zweifel mehr. Aber als du klein warst, gab es dieses extrem Fremde, und obwohl du nie ein Beispiel für Vertrautheit erlebt hattest, konntest du dieses Fremde bei jedem gemeinsamen Mittagesse als solches identifizieren. Die haben nie mit euch über irgendwas geredet. Vielleicht lag es am maßlosen Abgrund. Dem Abgrund zwischen eurer kindlichen Unverdorbenheit und dem, was die Generation vor euch erlebt und euch verschwiegen hat. Zwei verschiedene Arten von Bewusstsein, die beispiellos gegensätzlich und deshalb nicht miteinander vereinbar waren.

Mir kommt das vor wie die Grundlage dafür, dass ein paar Jahre später etwas passierte, was in der Geschichte der Menschheit bis dahin nicht passiert war – die Jugend reißt flächendeckend die Macht an sich. Du korrigierst mich, stimmt nicht ganz. Die Jugend prägt die Kultur, sie wird sich ihres eigenen Machtanspruchs bewusst. Nicht weil sie will, sondern weil man sie lässt. Du erinnerst dich an den Bruch. Man war seine gesamte Kindheit über irgendwie unwichtig gewesen und praktisch nur mit dem Arsch angeguckt worden, und plötzlich, man war so fünfzehn, sechzehn, kriegte man eine Aufmerksamkeit, die nicht nur was damit zu tun hatte, dass man ein hübscher Teenager und deshalb interessant war, ihr habt Klavier gespielt und Lieder gesungen,

die Augen glänzten, ihr wurdet mit diesen wirklich bewundernden Blicken angeschaut. Und dass dieser adoleszenten Strahlkraft und Unverwüstlichkeit der Raum gelassen wurde, der euch alle später nach Paris oder in den Knast oder ins Kloster oder zur Selbstfindung nach Indien hat gehen lassen, egal wohin, ihr konntet ja offenbar hin, wohin ihr wolltet – das muss mit unbewusstem Respekt eurer Eltern dafür zu tun gehabt haben, dass ihr stärker wart als sie. Eure Eltern haben eine widernatürliche Katastrophe nach der nächsten mitgekriegt, die waren ihre Jugend über damit beschäftigt, Systeme zu entwickeln, mit denen man Erinnerungen und Qualen und Sprachlosigkeit bezähmt. Und dann werden die verschonten, schönen Kinder erwachsen, den Eltern stehen plötzlich zurechnungsfähige Erwachsene gegenüber, die das alles nicht mitgekriegt und deshalb ein ungebrochenes Selbstbewusstsein, eine nie dagewesene Perspektive haben, und wahrscheinlich erkennt man darin dann eine Art Rettung, eine Mischung aus Bedrohung und Rettung, jedenfalls eine optimistische Harmlosigkeit, für die man als versehrte Generation das Feld zu räumen gezwungen ist.

Du hattest natürlich auch Freundinnen in der Grundschule, die hatten völlig andere Verhältnisse zu Hause, die haben ihren Eltern beim Mittagessen haarklein erzählt, wer in der Schule piep und pups gemacht hatte und was die Angelika für 'ne Jacke angehabt hatte und so, aber die Familien performten halt voreinander.

»Ich bin der Onkel Soundso« und »Ich bin die Tante Soundso«, und inzwischen hältst du das alles für die Vorstufen schwerwiegender psychischer Erkrankungen, die man heute auch als solche diagnostizieren würde, vorwiegend eine Mischung aus Narzissmus und Autismus, kurz:

Die Sechziger waren ein vertrauensloses Herumirren, und währenddessen wurde in der Abendschau mit unfassbaren Sätzen rechte Scheiße verkündet. Scheiße, die heute undenkbar wäre.

Eure Eltern hätten gar nicht zu euch durchdringen können, das ging nicht. Die mussten euch als Individuen behandeln. Ihr wusstet, es geht nur um euch. Und ein Teil von euch wusste offenbar auch, dass ihr machen konntet, was ihr wolltet.

Du sagst, dass du da rausmusstest. Um dem Radar zu entkommen und um Erfahrungen zu machen, die eure Eltern euch lieber erspart hätten. Wenn ich dich frage, ob dieser Impuls, da rauszuwollen, ob der aus einer Nuance in der Erziehung resultiert oder angeboren ist, wenn ich dich also nach dem Grund dafür frage, warum ein paar rausmüssen aus ihren Käffern, während die anderen den bürgerlichen Ansprüchen gerecht werden und da gut gelaunt ausharren, ob das ein Gen ist oder sozialisationsbedingter Zufall oder eben Erziehung, dann sagst du: »Erziehung. Wahrscheinlich dann irgendwie doch.«

Dein Vater konnte nicht so gut schreiben. Er hat immer gesagt, dass er als Kind Ziegen hüten musste, und die Ziegen hätten seine Bücher aufgefressen, und deshalb hätte er nicht so gut schreiben gelernt. Er war Konditor und hatte sich, trotz Krieg, so ein männliches, optimistisches Selbstbewusstsein aufrechterhalten. Und mit diesem Selbstbewusstsein konnte er sich als Konditor dann eben auch irgendwie als Künstler fühlen, immer so Marzipanblumen machen und Zuckerguss und dekorieren und so, er war so ein Bastler, ein Kunsthändler. Ja, so hat er sich gesehen. Als Kunsthändler.

Deine Mutter hat ganz gut Klavier gespielt. »Mondscheinsonate«

zum Beispiel. Und »Der wilde Reiter« und so was. Vielleicht, weil sie in ihren Klavierlehrer verknallt war. Hermann Schäfer hieß der, du warst als Achtjährige auch in Hermann Schäfer verknallt. Einen kurzen Moment glaubst du, dass deine Mutter deinen Vater nur deshalb geheiratet hat, weil der auch Hermann hieß. Und komischerweise war Musik immer ein Fluchtpunkt. Hauptsächlich klassische Musik. Musik galt als die Rettung.

»Wirklich?«

»Ja, total.«

Das ging interessanterweise beiden Elternteilen so. Bei deiner Mutter war das eben klassische Musik, und dein Vater, der hatte einfach Freude an Musik als solcher, der fand alles toll. Beatles und Kinks, verstand zwar kein Wort, aber fand das schön.

Abends dann zusammen rumhängen, ihr hattet ja keinen Fernseher, und dann saß man in diesem leicht kalten Wohnzimmer, und eure Mutter spielte euch »Die Forelle« von Schubert vor und hat dazu so eine haarsträubende Geschichte erzählt, wo du dann vor Rührung, ähm – also, sie hat dann erzählt, dass eben diese kleine Forelle in einem Bach schwimmt, und dann ist auf einmal die Mutter weg, und das wird ja auch sehr dramatisch, dieses Stück, und dann ist die kleine Forelle ganz alleine, und du kannst dich noch erinnern, wie du dir als Vierjährige die Ohren zugehalten und dich unter einen Sessel gequetscht hast. Du so vier und weinend unter einem Sessel. Wegen einer von deiner Mutter zu Schuberts »Forelle« entwickelten Version der Bambi-Tragödie. Und die Beatles liefen eher so in der Küche. Und in der Backstube. Da lief Radio. Aliiertensender, Top Twenty auf BBC am Sonntagnach-

mittag. Sonntag Nachmittag war bei euch in der Konditorei die Hölle los, immer Geschrei, es wurde halt geschrien, was bestellt wurde, fünf Kaffee, ein Kakao, alle rannten rum und brüllten irgendwas, und dazu liefen die Top Twenty, und du hast das geliebt als Kind, danebensitzen, neben diesem Stress, und irgendwie malen oder so. Deine Mutter war, wie nennt man das – die hielt sich immer für was Besseres, komplett ungebildet, allerdings kein Arbeiterkind. Arbeiterkind war schlimmer. Immer migränekrank. Und einmal schief angucken, dann war sie den ganzen Tag sauer. Weiß Gott nie jemand, mit dem man sich als Frau hätte identifizieren können oder wollen. Das Frauenbild war extrem verwirrend, du wusstest nicht, woran du dich hättest orientieren können. Es gab keine Figuren. Weder in der Musik noch im Theater noch in Büchern. Dir fällt heute nur Simone de Beauvoir ein, von der du »Sie kam und blieb« gelesen hast, aber das ist eine tragische Frauenfigur, und sie zerbricht am Ende.

Also alles unterlaufen und unterwandern was geht, möglichst auch ugly und platt. Ganz klares Abgrenzen von Lehrern und von Richtern und Nachrichtensprechern. Alles Staatliche war hochmisstrauenswürdig. Und daraus resultierte irritierenderweise ein Kampf gegen jede Art von Kultiviertheit und Feinheit, man kann einen Tampon als Ohrring tragen und damit bestimmte Leute so richtig auf die Palme bringen, das war der Gestus, der sich aber trotzdem in einem recht bürgerlichen Rahmen abspielte. In der Uni saßen die Mädchen in den Vorlesungen und strickten. Hatten zwar 'ne Latzhose an, waren aber immer noch frisiert.

Auf keinen Fall Make-up. Was du zutiefst verabscheutest, quasi

dein Inbegriff von Abscheu, war L'Oréal. Bei L'Oréal kam alles zusammen, wogegen du dich zu wehren versuchtest, jedes in Zeitschriften vermittelte Bild davon, was man als Frau zu sein hatte und was du nicht werden wolltest. Deswegen musste Punk wahrscheinlich auch einfach sein. Hast du mir ja mal erzählt, dass dein Vater immer sagte: »Wenn du nicht Apothekerin werden willst, werd doch einfach Apothekenhelperin.«

Und dass er das nicht verstand. Dass du dann unglücklich geworden wärest. Das konnte er wirklich nicht nachvollziehen. »Du kannst doch hierbleiben, wirste Apothekenhelperin. Wenn du es nicht stressig haben willst und keinen Bock hast auf Studieren – mach es dir doch einfach nett.«

Das hat er einfach nicht verstanden. Dass man da nicht sagt: »Ja, stimmt, Papi, ist doch eigentlich 'ne gute Idee.«

Du wolltest Terroristin werden. Deshalb bist du nach Berlin gegangen. Aus einem behüteten, komischen Kokon in diese Großstadt, genau zu der Zeit, als »Wir Kinder vom Bahnhof Zoo« durch die Decke knallte. Du weißt, dass deine Mutter fest davon überzeugt war, du würdest Heroin nehmen oder auf den Strich gehen. Davon warst du absolut weit entfernt. Es gab keine Drogen. Du hattest nicht mal viel Sex. Aber das nach außen gekehrte Bild, das du kreiert und genossen hast, dieses Punkbild von einem kleinen bösen Tierchen, das unberechenbar ist, funktionierte, weil es dir bestimmte Erwartungen vom Leib hielt.

*

»Wie alt warst du, als du nach Berlin kamst?«

»Zwanzig. Dann hab ich die Terroristen in Kneipen gesucht. Und zum Glück nicht gefunden. Die Siebziger waren noch voll mit Terrorismus. In den Achtzigern war der Terrorismus over, da war ich ja aber auch schon in den Schlager gerutscht, in den Witzschlager, ›Codo‹ und so, und entsprechend als Terroristin überhaupt nicht mehr geeignet.«

»Hast du dich mal geprügelt?«

»Mit meinem Exmann, ja, Beziehung hatte sich erledigt danach.«

Du warst mit dreiundzwanzig ein Jahr lang verheiratet. Du hast ihm die Nase blutig geschlagen. Das war ein Mann, der beim Theater arbeitete, charismatischer Typ. Sein Vater war Musiklehrer. Und er hat immer erzählt, seine Mutter sei Jüdin, aber in Wirklichkeit hat sie sich umgebracht und war Nazi. Nazi gewesen. Und dann hat der Vater danach eine Jüdin geheiratet. Bei der Hochzeit der beiden habt ihr euch verlobt, ihr habt Ringe getauscht, um ihn zu ärgern. Er war aber immer noch Alkoholiker und ist dann irgendwann vorm Terzo Mondo in ein Taxi gerannt und lag vier Jahre im Koma, ein komplett unter seiner eigenen Biografie zerbrochener Typ, in den Wahnsinn getrieben von der Zerrissenheit seiner Familie.

Terzo Mondo heißt »Dritte Welt« auf Griechisch, obwohl das eher nach einer Kompilation mit Italoschnulzen klingt. Der Kommunistengrieche in der Grolmanstraße, letztes Jahr waren wir da zusammen bis sechs Uhr morgens auf dem Geburtstag von Nicole, sind danach beinahe in die Nuttenbar in der Knesebeckstraße gefahren und in letzter Sekunde dann doch noch *zur Vernunft gekommen* und nach Hause, zum Glück, trotz Vollsuff, ich hoffe, du kannst dich erinnern.

Du hast deinem Exmann »2 von Millionen von Sternen« an seinem Sterbebett vorgespielt. Harun Farocki war dabei, ihr habt euch dort zufällig getroffen und danach noch gemeinsam »Die Internationale« für deinen im Koma liegenden Exmann gesungen, da hat er den Mundwinkel bewegt, ihr habt das beide gesehen. Du sagst, dass das immer extrem prägende Begegnungen waren mit ihm, auch nach der Trennung, selbst dann noch, als er schon im Koma lag. Dann sprichst du von Umwegen, von so komischen Umwegen und davon, dass Entwicklungen immer länger dauern, als man denkt, du dachtest immer, das geht alles viel schneller, du dachtest in den Siebzigern, dass du schneller über diesen Typen hinwegkommst, und in den Achtzigern, dass du schneller Weltstar wirst, dann kam aber Madonna, und dann hast du gemerkt, dass du das nicht schaffst – nicht, dass du keinen brennenden Ehrgeiz gehabt hättest, im Gegenteil, aber du konntest da nichts kanalisieren, du wusstest nicht, wie man das macht.

Du hast dich noch ein zweites Mal geprügelt, mit Anne Jud. Das war Ende der Siebziger. Die hat dir im SO36 eine geknallt, du hattest so einen weißen Teddymantel an und warst irgendwie niedlich. Du warst einfach so ein niedlicher Typ, und das ist ihr irre auf den Wecker gegangen, und dann hat sie gesagt: »Jetzt hör auf, so niedlich zu sein, du bist zu niedlich«, und dann BÄM. Frauenbewegung. Extrem militante Frauenbewegung. Das hatte nichts mit einer freudigen Revolution zu tun, das war ein Resultat aus Misshandlungen und setzte sich aus nichts anderem zusammen als eurer Gemeinsamkeit der Benachteiligung. Man wollte nichts mehr hinnehmen, keine alltäglichen Demütigungen, hatte aber noch nicht die Erfahrung gemacht, dass man als Gruppe, die

was will, auch irgendeine wie auch immer geartete Variante von Freude empfinden darf. Und muss. So fasst du das zusammen. Das war eine Klagegruppe. Keine Bewegung mit einem Bewusstsein dafür, dass man euphorisch sein sollte, um was verändern zu können.

Deshalb gab es Regeln. Und Verbote. Ihr durftet euch nicht schminken. Ihr durftet keinen Sex miteinander haben, ohne danach öffentlich das nicht revidierbare Statement äußern zu müssen, dass ihr von jetzt an lesbisch seid. Ihr durftet dies und das nicht, und ihr durftet echt nicht niedlich sein. Ihr habt euch gegenseitig gemäßregelt, durchgehend.

Du warst auf der Suche nach einer Gruppe. Du hattest deine Terroristengruppe nicht gefunden. Und deine Frauengruppe auch nicht so richtig. Und deine Punkgruppe war die Gruppe, der du dich am meisten zugehörig gefühlt hast. Also Lebensgefühl. Dass man Musik machte, ohne gut Gitarre spielen zu können.

Du hast angefangen, Texte zu schreien. Nicht singen, sondern schreien.

Diese Texte hießen »Ich will dich nicht« und »Depressiv«. Einfach nur anti anti anti anti anti. Das war eure Gruppe. Anti anti, das war das Gebet, das war das Mantra, anti anti anti. In alle Richtungen verzweifelt, 360 Grad Verzweiflung, immer nur nein nein nein nein. Alles wurde irre eng. Du durftest nicht schön sein, nicht attraktiv sein, nicht schlau sein. Alles, was es gab, war ein verzweifeltes Suchen, so nennst du es rückblickend, in dessen Rahmen immer wieder grundlos Bierdosen auf die Bühne flogen. Die vertrauensloseste Zeit, die du dir vorstellen kannst, gelebte Vertrauenslosigkeit. Jeden Tag gucken, ob noch die Bedingungen galten, die man gestern verabredet hatte, was in der

Regel nicht der Fall war und zu einer rabiaten Direktheit führte, mit der alle, wirklich alle, ohne sich an den Umständen oder den Zuständen der anderen entlangzutasten, alleine ihre eigenen Entscheidungen trafen, wie Falltüren, also:

Ich komm heute nicht zur Probe.

Ich steig aus.

Ich will nen anderen Bassisten.

Ich lös die Band auf.

Der Übergang der Siebziger zu den Achtzigern war fließend, aber in den Achtzigern gab es mehr Ausdrucksmöglichkeiten, sagst du. Ich muss ein bisschen grübeln, bis ich checke, was du damit meinst. Man hatte sich ein paar Jahre vorher also entweder für die Aufrechterhaltung bürgerlicher Strukturen entschieden oder dazu, sie einzureißen. Und wenn man alles eingerissen hatte, hatte man einen speziellen Freiraum. Was natürlich Spaß gemacht hat – diese Kraft zu spüren und am Ende irgendwie doch noch eine Gruppe gefunden zu haben, wenn auch nur eine anonyme, weltweite Gruppe, New York, London, San Francisco, Paris.

Ihr hättet euch in den Achtzigern besser ausdrücken müssen als vorher, sagst du, ihr musstet ja irgendwie miteinander umgehen. Ich zweifle aber, dass ihr das hingekriegt habt. In den Siebziger folgte man Bewegungen, ging auf Demos, man schloss sich so an. In den Achtzigern musstet ihr anfangen, euch zu unterhalten. Und Unterhaltungen fanden statt – waren aber, na ja, ziemlich ruppig, wie mir scheint. Ihr hattet alles weggesprengt. Erfolgreich euer Recht auf Ungemütlichkeit eingefordert. Und diesen verdammt Freiraum. Was machte man jetzt damit?